

# Die Markenbotschafterin

Knie nieder, Zürich! Die US-amerikanische R&B-Sängerin Beyoncé hat am Donnerstagabend das Stadion Letzigrund bespielt. Und war so dominant wie abwesend.

Von Christoph Fellmann  
(Tages-Anzeiger, 16.7.2016)

*Please accept my shine Boy,  
I know you love it  
(Beyoncé, «Run the World (Girls)»)*

Da ist Beyoncé mit über hundert Lastwagen nach Zürich gefahren, und jetzt steht sie doch ganz alleine da. Ohne jede Begleitung singt sie «Irreplaceable», das Lied über einen Mann an ihrer Seite, der sich für unersetzlich hielt. Es ist der dritte Song des Abends, und natürlich ist er ein Statement. Also mal alle hergehört: Erstens ist an der Seite von Beyoncé niemand unersetzlich, schon gar kein Mann; davon zeugen nur schon Damenriege und Girlband, die auf dieser «Formation»-Tour an der Seite der Chefin tanzen und Musik machen. Und zweitens, handkehrum, bliebe gar nichts übrig von der Show, wenn Beyoncé nicht singen würde. Man könnte sagen, sie sei mit 34 Jahren endlich unersetzlich.

Unrecht hat sie ja nicht. Denn seit diesem Frühling hat Beyoncé mit «Lemonade» erstmals eine Platte auf dem Markt, die so gut ist, dass die Sängerin aus Houston, Texas, nicht mehr nur als Selbstermächtigungsgirl, sondern auch als Künstlerin ernst genommen wird. Bei Destiny's Child, wo sie von 1997 bis 2001 sang, kam das feministische Programm noch so nassforsch und lustig daher wie in «Bootylicious»: «I shake my jelly at every chance / I'm hoping you can handle all this jelly that I have.» Nun sang Beyoncé auf ihrem sechsten Soloalbum über eine – vermutlich ihre – Ehekrise; doch stand die Bitterkeit der einzelnen betrogenen Frau in diesen Songs und Begleitfilmen auch für die des schwarzen, immer noch rassistisch bedrohten Amerika.

Als sie jetzt im Letzigrund steht, der an diesem Abend zu knapp drei Vierteln gefüllt ist, baut Beyoncé ihre Show denn auch um die Songs von «Lemonade» herum auf. «Formation», der Song, mit dem sie an der vergangenen Superbowl an die radikale afro-schwarze Bürgerrechtsbewegung der Sechzigerjahre erinnerte, eröffnet das Konzert zur schroffen Maschinenmusik. «Hold up», «All Night», «Don't Hurt Yourself», «Daddy Lessons» und die erste Zugabe «Freedom» reissen zwischen Swing und Hip-Hop immer wieder das ganze grossartige Spektrum der Black Music auf. Und sie sind auch darum jedes Mal Höhepunkte, weil die Band diese Songs weitgehend auspielen darf – in einem Konzert, das in 130 Minuten nicht weniger als 40 Titel anspielt und darob oft nicht etwa dicht, sondern zerstreut klingt, wie ein Karriererückblick im Schnelldurchlauf.

So überlegen das neue Material ist, so irritierend ist auch, wie leicht es einschnappt in ein Programm, das sich dann doch in erster Linie um den Star, seine Schönheit und seinen Erfolg dreht. Zum heimlichen Dreh- und Angelpunkt des Konzerts wird so ein schon 13-jähriges Lied,

das, wie es Beyoncé ankündigt, «von der wichtigsten Beziehung in meinem Leben handelt», nämlich von der, die sie mit sich selber führe. «Me, Myself & I» handelt zwar von einem Typen, mit dem sie mal zusammen war, ist aber eigentlich ein Selbstgespräch: «I can't believe I fell for your schemes», klagt sie sich an, denn: «I'm smarter than that.»

Es ist nicht das einzige Mal an diesem Abend, dass man den Eindruck hat, man sehe einer Künstlerin zu, das schon, aber gleichzeitig auch der Werbung für diese Künstlerin. Die Ballade ist so kalt, dass die Haltung zum Produkt gefriert. Die Zeichen der Zerbrechlichkeit, mit der Beyoncé die ersten Zeilen singt, die kleinen Endseufzer, wirken kuratiert. Die paar Worte an die Menge, mit denen sie den Song einleitet, klingen nach Sprechblasen auf Powerpoint («You're gonna survive!»), und ihre Begrüssung gleicht einem Marschbefehl («Zurich! Welcome to the Formation Tour!»). In solchen Momenten wird klar, wieso das Publikum in Zürich zurückhaltend auf Beyoncé reagiert: Ihr Charisma ist nicht das eines Stars. Es ist das eines CEO.

Was nicht heisst, dass man die Redlichkeit der Geschäftsführerin anzweifeln sollte. Dass man sich im weissen Amerika über ihr Engagement für «Black Lives Matter» wunderte, darüber hat ein Sketch in «Saturday Night Live» alles Nötige gelacht: Weisse stellen darin entsetzt fest, dass Beyoncé schwarz ist. Es gab aber immer wieder Stimmen, die ihren postmodernen, gern auch mal die Männerfantasien ausweidenden Feminismus zum Kalkül erklärt haben. Und natürlich kann man, vielleicht sogar mit gewissem Recht, behaupten, dass Beyoncé niemals ein so politisches Album wie «Lemonade» veröffentlicht hätte, hätte nicht Kendrick Lamar ein Jahr zuvor bewiesen, dass man das tun und trotzdem viel Geld verdienen kann. Aber all das hiesse, da Widersprüche zu sehen, wo keine sind, jedenfalls nicht im Selbstverständnis dieser Sängerin.

So wurde «Formation», dieser vielleicht wuchtigste Song auf «Lemonade», zwar oft dafür zitiert, dass Beyoncé darin mit ihrer «Negernase» prahlt. Dass sie nur zwei Zeilen vorher aber Product Placement für Givenchy und Roc betreibt, das blieb in der Regel unerwähnt. Aufgelöst wird die Irritation im Refrain, wo es heisst: «Ich sehe es, ich will es / (...) / Ich träume davon, ich arbeite hart dafür / (...) / Ich bin ein Star, weil ich schlachte.» Die Selbstermächtigung in diesem Song ist libertär grundiert: Wenn du stark genug bist, wirst auch du ein tolles Kleid und eine teure Halskette tragen. «I break chains all by myself / Won't let my freedom rot in hell», heisst es in «Freedom». Es ist ein diszipliniertes, optimiertes, überzeugendes Individuum, das seine Ketten sprengt und seine Freiheit gewinnt: Beyoncé singt eine Black Music, in der es keine Community mehr gibt. Der Neoliberalismus, zeigt sie, gehört nicht nur alten, weissen Männern. Das ist ihre Emanzipation.

Im Ansatz zu hören war auch das bereits bei Destiny's Child, der Girl Group, die Beyoncé schon als Teenagerin bekannt machte. Da hiess es in «Survivor»: «You thought that I'd be stressed without you, but I'm chillin' / You thought I wouldn't sell without you, sold nine million.» Die längst erwachsene Frau singt das Lied als Zugabe auch in Zürich, es klingt jetzt, 15 Jahre nach seiner Studioaufnahme, wie eine höhnische Botschaft an ihren Ehemann, Shawn Carter alias Jay-Z. Noch 2009 war es der Rapmogul, dessen Tonbandstimme das Publikum auf Beyoncé's

damaliger Tournee begrüßte, wie der aus dem Bühnenhimmel sprechende Allmächtige, der seine Kreation vorführt: «Jay-Z als väterlicher Schöpfer seiner eigenen Ehefrau», wie der deutsche Popkritiker Jens Balzer in seinem neuen Buch («Pop – ein Panorama der Gegenwart») bemerkt.

Solche unterwürfige Gesten gibt es bei Beyoncé nicht mehr, das ist die Schlagzeile ihrer neuen Show. Wo Jay-Z stand, steht jetzt ihr Businessplan. Dass sie Haltung beweist, macht ihre Erscheinung nur noch smarter, stärker und schöner – und erschliesst, solange sie es nicht überreibt, gar neue Märkte. Die Bühne selbst ist optimiert, eigentlich leer. Und damit man das nicht so merkt, dienen billige Tricks aus der Knatterkiste – Nebel- und Windmaschinen, Flammen und Glitterwurf –, vor allem aber die mit Leinwand bespannten Seiten eines grossen Kubus, auf die in immer neuen Varianten und Bildern der Star des Abends projiziert wird; derart dominant, dass auch die oft merkwürdig unmotivierten Tanzschritte bei Beyoncé immer wieder wirken, als müssten sie deren körperliche Anwesenheit rechtfertigen.

Es ist ein beeindruckender Abend, der doch unbefriedigend bleibt. Makellos – «flawless», wie sie singt – herrscht Beyoncé über das Stadion. Als ihre eigene Markenbotschafterin mit der unersetzlich schönen Stimme.